

Der queere Leib Christi

Die Bedeutung queerer Glaubenspraxis für die Kirche

Seit am 24. Januar 2022 die Initiative #OutInChurch mit ihrer Kampagne online gegangen ist und zeitgleich die ARD-Dokumentation „Wie Gott uns schuf. Coming-out in der katholischen Kirche“ ausgestrahlt wurde, sind queere Lebensformen in der katholischen Kirche öffentlich. Bischöfe und Generalvikare versicherten so flächendeckend, dass queere Menschen trotz des immer noch bestehenden Arbeitsrechts keine Konsequenzen fürchten müssen, dass das Schweigen der wenigen umso lauter auffiel.

Ist jetzt alles gut? Nein. Immer noch gibt es keine Rechtssicherheit, immer noch vertritt die katholische Kirche die Lehre, dass gelebte Homosexualität in sich nicht in Ordnung ist und dass es Transmenschen vermeintlich nicht gibt. Und dennoch: Der Leib Christi ist deutlich sichtbarer queer, wenngleich er schon vorher queer war. Was bedeutet die Spannung zwischen der queeren Glaubenspraxis und der lehramtlichen Meinung? Was bedeutet es konkret, wenn der Leib Christi queer ist?

Aber es ist doch möglich – die Spannung zwischen Lehramt und pastoraler Praxis

Die Berichte queerer Menschen zu ihrem Glaubensweg und Glaubensleben sind von der Überzeugung

getragen, dass Gott kein Problem mit ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität hat, wohl aber die Kirche. Ein Leben unter dem Radar, ein Leben in beständiger Angst vor dem Outing ist die Folge. Diese Angst steht in einem starken Gegensatz zum Glück der Liebe, der Gottesgewissheit in der Liebe. Trotz allem erleben queere Menschen auch wohltuende und befreiende Erfahrungen in den Nischen kirchlicher Kontexte. Unverständnis gegenüber der kirchlichen Lehre und der Praxis vor Ort, die Angst vor dem Jobverlust und die Gewissheit, genauso von Gott geschaffen zu sein – was bedeutet es für die Kirche, die dies Menschen zumutet?

Lehramtlich gibt es nur Mann und Frau und diese Identitäten werden an den je biologisch eindeutigen geschlechtlichen Körpern abgelesen. Lehramtlich gibt es

Gunda Werner, Professorin für Dogmatik und Dogmengeschichte an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum, Teil der Steuerungsgruppe von #OutInChurch und Vorsitzende von AGENDA – Forum katholischer Theologinnen.

auch nur eine schöpfungsgemäße Sexualität, nämlich die zwischen Mann und Frau in einer Ehe, alle anderen sind ungeordnet, so der Weltkatechismus, besonders im Blick auf homosexuelle Handlungen. Besondere Aufmerksamkeit verdient in den anthropologischen Aussagen des Lehramtes allerdings *die Frau*. Die Frau hat eine besondere Würde und eine andere Berufung, sie ist, so Papst Johannes Paul II., marianisch geprägt, also mütterlich, demütig, hingebend. Deswegen ist ihr Wesen auch klar in der Mutterschaft bestimmbar. Zugrunde gelegt ist dieser Anthropologie die Überzeugung der Binarität eindeutiger Geschlechter, die ausschließlich in der komplementären Heterosexualität einer auf Nachkommenschaft ausgelegten Ehe ihre Erfüllung findet. Für cis-Frauen und cis-Männer stehen noch die Wege der Jungfrauenschaft – exklusiv für cis-Frauen – sowie alle Formen des Klosterlebens, das Leben alleine und der

Witwenstand – je ohne gelebte Sexualität – offen. Kirchenrechtliche und dogmatische Auslegungen bedingen sich gegenseitig, wenn bestehendes Arbeitsrecht persönliche Lebensformen maßregelt, so dass schwule, nicht ehe- bzw. zeugungsfähige und vom Lehramt nicht als Männer gelesene Männer nicht Priester werden dürfen, und auch nicht Frauen und alle, die das Lehramt als Frauen versteht, auch wenn sie keine sind, sondern z. B. nichtbinär, agender/genderfree, genderqueer. Rechtlich und lehramtlich sind Räume verschlossen, die in der Praxis einer Gemeinde oder eines Bistums unterhalb der Sakramente der Ehe und der Weihe offen sind, oft nach dem inzwischen abgeschafften US-amerikanischen „don't ask, don't tell“-Prinzip, der Aussetzung des Arbeitsrechts oder der Einzelfalllösungen. So begrüßenswert dies vielleicht ist, entsteht damit eine Situation, die die ganze Zwiespältigkeit abbildet, weil es die konkreten Menschen in

eine hoch unsichere und abhängige Situation bringt und dort zurücklässt.

Festzustellen ist in der gegenwärtigen Situation also zweierlei: *Erstens* handeln einzelne Bischöfe und Priester couragiert, wenn sie in einem prophetischen Ungehorsam die Realität des diversen Lebens in dem geschlossenen kirchlichen Raum sichtbar werden lassen. *Zweitens* gibt jedoch dieses individuelle Handeln keinerlei Sicherheit, solange es keine rechtliche Klarheit nach sich zieht. Auf diese Weise bleiben die konkreten Menschen in ihrem religiösen Leben und in ihrer beruflichen Existenz abhängig und kommen von einem „Außen“ in ein „Innen“, indem sie „zugelassen“ werden, es ihnen „erlaubt“ wird, offen zu leben, indem sie die Begegnung „suchen“ sollen – so der Papst aktuell in einem Brief an den US-amerikanischen Jesuiten James Martin. Das Leben bleibt in einer Abhängigkeit. Dies kann auf die Dauer nicht

wünschenswert sein und braucht deswegen klare rechtliche Sicherheiten – selbst angesichts der zugrundeliegenden Doktrin, die schwerfälliger veränderbar ist.

Wieso queere Lebensformen und Gerechtigkeit alle angeht

Jens Ehebrecht-Zumsande weist in seinem Beitrag in „Katholisch und Queer“ eindrücklich darauf hin, dass queer auch bedeutet, Bestehendes kritisch zu hinterfragen, die Fluidität der Identitäts- und Sicherheitskonstruktionen zu dekonstruieren und Selbstverständlichkeiten auf den Prüfstand zu stellen (S. 226f.). Wie sehr aber dieses Andere erschreckt, zeigt sich auch darin, so Jens Ehebrecht-Zumsande weiter, dass lgbtiq+Katholik*innen vor allem dann geschätzt sind, wenn sie der Mehrheit entsprechen und

sich der Mehrheitsgesellschaft anpassen. Auf diese Weise bekommt das endlich zugestandene Recht, eine Zivilehe einzugehen, auch eine andere Seite, nämlich dass dadurch eine Lebensform möglich ist, die anschlussfähig an die Mehrheit sowie an die lehramtlichen Implikationen des Eheverständnisses ist. So schnell kann Recht zeigen, dass Diskriminierung bleibt.

Lebensentwürfe, die nicht der Mehrheitsgesellschaft und dem Mehrheitskatholizismus entsprechen, gibt es schon lange – schon lange vor #OutInChurch. Queere Menschen legen die Mechanismen einer patriarchalen Struktur offen und muten zu, mit Unsicherheiten zu leben, und den, die das Andere nicht als Abweichung, sondern als ebenbürtigen Teil des Ganzen zu sehen.

Queere Theologien, die es im deutschsprachigen Raum sehr

wenige gibt, verdeutlichen diese patriarchalen Strukturen, aber auch die hegemonialen und oft genug toxischen Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen – insbesondere Frauen sind davon betroffen, weil sie konsequent als das Andere und Besondere definiert werden –, die sich im Christentum verfestigt haben. Es geht im Kampf um Gerechtigkeit für lgbtiq+Menschen nicht nur um diese, sondern die Diskriminierung und Ausgrenzung von Menschen, die nicht den erwarteten Vorstellungen der Mehrheitsgesellschaft entsprechen, hat Rückwirkungen auf die Mehrheitsgruppe. Es entstehen Lücken, es fehlen Stimmen und die ausgesprochene, öffentlich geteilte Gotteserfahrung, dass Gott die Menschen in Vielfalt geschaffen hat. Es verlieren alle, wenn die katholische Kirche ihre lgbtiq+Menschen verliert.

Queere Realitäten im Alltag – nicht jede Präsenz braucht Sprache

Judith Butler (geb. 1956), Philosoph*in und Gender-Theoretiker*in, hat in den letzten Jahren angeregt, darüber nachzudenken, was passiert, wenn Menschen sich versammeln. Was also – so fragt Judith Butler – sagt eine Versammlung aus, die nicht alles aussprechen oder ansprechen kann? Butler hat dabei all die Menschen im Blick, die übersehen werden oder keine Stimme haben, Menschen, die den vorherrschenden Normen nicht entsprechen. Wenn aber diese Menschen sich versammeln, den öffentlichen Raum für sich beanspruchen oder in einem öffentlichen Raum sind, dann ist ihre Versammlung ein gemeinsamer performativer Akt und sie können nicht mehr übersehen,

nicht mehr ignoriert werden. Mit dieser Versammlung, mit dieser Öffentlichkeit machen sie aber noch mehr: Die versammelten Menschen setzen in ihrer Versammlung ihre Realität, wie sie leben und lieben. Die Queer-Bewegung vollzieht diese performative Versammlung seit den späten 1960er Jahren öffentlich und sprachlich in den Christopher-Street-Days oder den Pride Parades. Diese punktuelle Hypervisibilität und dieses punktuelle für sich Sprechen in der Öffentlichkeit steht allerdings in einem Kontrast zur alltäglichen Unsichtbarkeit, insbesondere in den sozialen Kontexten, in denen Katholik*innen sich innerkirchlich bewegen. Judith Butler fragt deswegen die Mehrheitsgesellschaft immer wieder kritisch an: Welche Körper kommen nicht vor? Butler verweist darauf, dass durch die vorherrschenden Normen bestimmte

Körper und ihr Leben nicht gelesen werden können und damit übersehen werden. Und doch sind sie da und können von denen gelesen werden, die eine Brille tragen, die queer lesen kann.

Diese Gedanken Judith Butlers sind für die zuerst angesprochene Spannung zwischen rechtlich-dogmatischen Verschließungen und eröffnender pastoraler Praxis ausgesprochen erhellend. Denn Menschen, die nicht gesehen oder gelesen werden können, weil die vorherrschenden Normen dies nicht ermöglichen, zeigen in der konkreten Versammlung, zum Beispiel eines Gottesdienstes, gelebtes Leben und Lieben auf, einfach, indem sie da sind. Sie bewirken durch ihr Tun etwas, denn das meint ja Performativität: dass etwas geschieht, indem etwas gesagt – oder eben auch „nur“ getan wird. Damit ist in einer Gottesdienstgemeinde die queere Lebenswirklichkeit auch dann wirksam präsent, wenn sie nicht öffentlich sein kann – aber für die queeren Menschen ist dies ein hoher Preis. Ebenso bedeutet dies, dass damit der Leib Christi, den die versammelte Gemeinde darstellt, queer ist, indem queere Katholik*innen existent sind. Die Idee Butlers kann aber weitergedacht werden: Ist nämlich einmal die „Brille“ eingestellt, um Menschen, Versammlungen, Leben in der Vielfalt lesen zu können, dann verändert dies den Blick gerade auf jene Versammlungen, in denen die Versammelten durch festgelegte Rituale und Normen nicht alles sagen können. Ein geschärfter Blick – ein Lesen-Lernen der Vielfalt – treibt den Prozess einer Bottom-up-Bewegung weiter voran. Denn auch eine gottesdienstliche Gemeinde ist eine verkörperte Versammlung und auch in dieser sind – wenn auch nicht geoutet, gelesen und gesehen – lgbtiq+Menschen anwesend und verändern durch ihre reine Anwesenheit die Versammlung. Sie machen deutlich, wer

wie da ist. FLINTA+ zum Beispiel machen deutlich, dass sie nicht am Altar stehen und verändern durch ihre körperliche Anwesenheit an einem anderen Ort der Kirche die Versammlung und stellen Fragen, ohne selbst in dem Moment aktiv fragen zu müssen.

In diesem Sinne ist jede Aktion, die die Möglichkeit, Leben vielfältig zu erkennen, zu „lesen“, eine Weitung der Erkenntnis, eine Schärfung der „Lesebrille“. Noch im scharfen Protest einzelner Bischöfe ist dieser Prozess erkennbar und er ist unumkehrbar. Deswegen ist eine Praxis, die sich über bestehendes Recht und festgelegte lehramtliche Aussagen hinwegsetzt, ein machtvoller Player in der Dynamik, in diese performativen Versammlungen veränderte – und ja bereits bestehende – Rechte zu implementieren, die nicht nur eine nonverbale oder eine hochriskante verbale Verkörperung bedeuten könnten, sondern eine freiheitliche Versammlung derer, die sich kirchlich, gottesdienstlich, gemeindlich sichtbar versammeln wollen. Nicht zuletzt ist dies angesichts der Tiefe und Größe der Glaubensbekenntnisse von lgbtiq+Katholik*innen, die in der Kirche bleiben, die einzig würdige Form, kirchlich mit geleb-

ten Glaubenslehren umzugehen – und zwar rechtlich gesichert im Arbeitskontext.

Bildet Banden! Die queere Kirche braucht Sichtbarkeit

Der Ausruf „Bildet Banden“ gehört zu den feministischen Basiserfahrungen, die sich durch die Jahrzehnte tragen. „Bildet Banden“ bedeutet offenzulegen, dass hinter jeder lgbtiq+Person viele Menschen solidarisch stehen und dass das Thema nicht personalisiert, problematisiert und in einer Barmherzigkeitssprache bagatellisiert werden kann. Denn diese Realität ist ja gerade kein Problem, das eine Lösung braucht, sondern eine Realität, die schon da ist – mitten im Verbot und im Nicht-sehen-Wollen. Die solcherart Versammelten sind schon längst die, die sich zu einer

solidarischen und akzeptierenden Praxis herausgerufen fühlen. Sie sind bereits der queere Leib der Kirche, sie „verqueeren“ die Kirche bottom-up in einer Praxis, die sich auf die in diesem Sinne queer gelesene Praxis Jesu bezieht. Wenn es für Hunderte von Queers derzeit noch möglich ist, in der römisch-katholischen Kirche zu bleiben – die meisten hoch engagiert in ehren-, neben- oder hauptamtlichen Feldern – dann ist dies ihrer starken Glaubensüberzeugung zu verdanken.

Die Ermächtigung, die die Bande bedeutet, die Kraft, die eine performative Versammlung auch ohne Worte ausdrückt, ist eine nicht mehr wegzudenkende Veränderung – sie nicht in geltendes Recht und lehramtliche Aussagen zu transportieren, dürfte auf die Dauer nicht mehr funktionieren.

LITERATURTIPPS

- Mirjam Gräve/Hendrik Johannemann/Mara Klein (Hg.), *Katholisch und Queer. Eine Einladung zum Hinsehen, Verstehen und Handeln*, Paderborn 2021.
- Michael Brinkschröder/Jens Ehebrecht-Zumsande/Veronika Gräve/Gunda Werner (Hg.), *Out in Church. Für eine Kirche ohne Angst*, Freiburg i. Br. 2022.
- Kerstin Söderblom, *Queer theologische Notizen*, Köln 2020.